

Perspektiven

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin**

Band (Jahr): **21 (2014)**

Heft 240

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Verbotene Kunst & verbotene Lebensformen

Pas-De-Deux: So nennt sich das Projekt, zu dem je drei Zeichnerinnen und Zeichner aus Russland und der Schweiz eingeladen sind, sich für einen interkulturellen Austausch zu treffen. Es ist eine Kooperation von Fumetto Comic-Festival, «Strapazin» und Boomfest, unterstützt von Pro Helvetia. Die erste Etappe fand jetzt im Herbst in St. Petersburg am Comic-Festival Boom statt. Es ging darum, sich kennen zu lernen und sich im Tandem auf ein Thema zu einigen. Die Ergebnisse werden als Ausstellung am Fumetto im März 2015 präsentiert, danach am Boomfest im September in St. Petersburg. Zudem publiziert «Strapazin» zwei Heftausgaben: eine im Sinne eines Ausstellungskataloges, eine zweite zum Boomfest in russischer Sprache.

Queerfestival in Bedrängnis

Meine Partnerin ist Wiktorija Lomasko aus Moskau. Sie arbeitet als Reportage-Zeichnerin und hat unter anderem die Gerichts-Prozesse gegen die Ausstellung «Verbotene Kunst» und die Punkband Pussy Riot zeichnerisch begleitet und sie so in die Welt hinausgetragen. Wer aufmerksam Milo Raus Film *Die Moskauer Prozesse* geschaut hat, konnte sie dort mit Zeichenstift und Skizzenbuch entdecken. Unser erstes Treffen im Frühstückskeller des Hotels gestaltet sich nicht ganz einfach. Zum einen spricht sie nicht so viel Englisch, zum andern spüre ich ihre sture Art, die mir allerdings den Lebensbedingungen hier angepasst erscheint. Sie ist mit einem ganz bestimmten Ziel nach St. Petersburg gekommen. Sie will ans Queer-Festival, das ebenfalls gerade läuft, um in der LGBT-Bewegung Recherchematerial zu sammeln. Mir bleibt nicht viel anderes übrig, als mich diesem Thema anzuschließen – und ehrlich gesagt hätte mich auch nichts anderes so brennend interessiert. Von Wika bekom-

me ich den Kontakt zu Gulya Sultanova, Aktivistin der LGBT-Bewegung und Organisatorin des Side by Side-Filmfestivals. Schnell isst sie noch mehr gebratene Kartoffeln und verschwindet dann mit knappem Gruss.

Zusammen mit Jana Jakoubek, der Art-Direktorin des Fumetto, suche ich Gulyas Büro auf. Wir sind nur kurz da, ständig läuten Telefone und Leute kommen herein für kurze Mitteilungen. Das Queer-Festival wurde von rechter Seite schon zu Beginn gestört und attackiert. Seit 2013 das neue Gesetz gegen «schwule Propaganda», das Homosexualität aus der Öffentlichkeit verbannen will, verabschiedet wurde, machen die Leute um den rechtsnationalen Parlamentarier Witaly Milonov und klerikale Gruppen keinen Hehl aus ihren gewalttätigen Absichten. Die Eröffnung des Festivals wurde von einem fiktiven Bombenalarm unterbrochen. Sicherheitsleute und Polizei drängten die friedlichen Veranstaltungsbesucher in Räume und sprühten mit Gas herum. Viele mussten sich übergeben. Ab jetzt wird nur noch per SMS über Ort und Zeit zukünftiger Veranstaltungen informiert. Trotzdem ist es ein sehr herzliches Treffen mit Gulya, die eine unglaublich optimistische Kämpferin ist. Ob ihr eigenes queeres Film-Festival, auf russisch «Bok o Bok» (Hüfte an Hüfte), im November stattfinden wird, ist zu jenem Zeitpunkt noch ungewiss.

Kein Zutritt zu Maria Lassnig

Ich besuche erst einmal wieder Comicausstellungen, auf denen ich mich etwas zurück in meiner Welt finde. Dabei laufe ich mir die Füße platt in dieser riesigen Stadt. Zur Manifesta, einer europäischen Biennale für zeitgenössische Kunst, schaffe ich es auch. Da bin ich aber enttäuscht über die Absper- rung vor Maria Lassnigs Ausstellung. Wundern tut mich



das allerdings nicht, die provokativen Malereien der Wiener Künstlerin sind wohl der Zensur zum Opfer gefallen. Ein SMS lotst mich danach zum Ort der queeren Lesung. Vor dem Gebäude steht schon eine Einsatzgruppe der Polizei, und der Eingang ist flankiert von fiesen Typen in schwarzen Anzügen. Ich rede mir gut zu und gehe rein. Im Saal herrscht eine aufgeregte und fröhliche Atmosphäre. Die bunte Menge an Leuten steckt mich an mit ihrer Aufbruchsstimmung. Eine Autorin hält eine mindestens einstündige Rede, ich verstehe natürlich kein Wort, aber ihre Intensität und expressive Rhetorik erreichen auch mich. Zum Glück hab ich mein Skizzenbuch dabei.

Wika ist nicht da. Sie treffe ich erst wieder am nächsten Morgen beim Frühstück. Ich habe mich um ein paar Worte auf Russisch bemüht und sie freut sich, dass ich die Lesung besucht habe. Das Eis scheint gebrochen. Am Abend besuche ich eine Diskussion über Kunst und Zensur. Manifesta-Veranstalter, Queerleute, Künstlerinnen und auch Wika sind da in einer Runde. Zufällig sitzt eine deutsche Übersetzerin hinter mir, so bekomme ich diesmal einiges mit. Am Schluss tritt eine junge Frau auf die Bühne: «Ich habe ein Update zu machen. Draussen warten unsere Freunde, wir müssen zuerst abklären, was los ist. Bitte verlasst das Gebäude nur in Gruppen, das ist eine Überlebensstrategie.» Sie sagt das mit einem Lachen im Gesicht.

An diesem Abend gehe ich mit Wika und ihren Freunden zum Essen in eine der vielen Kantinen. Weitere Aktivistinnen aus Moskau sind angereist. Sie erzählen mir von Auseinandersetzungen innerhalb linker Gruppierungen an der Friedensdemo für die Ukraine in Moskau. Es gibt so vieles, das ich hier nicht verstehe. Ich bin froh und beschämt, dass ich in der Schweiz lebe. Später gehen wir

in den Infinity Club. Mit Konzerten und DJs ist das der Höhepunkt des Queerfestivals. «W zhopu religiju! W zhopu poliziu! W zhopu wsjo! Fuck religion! Fuck the police! Fuck everything!» So eröffnet die zweite Band ihre Vorstellung. Klar sind auch hier wieder die unangenehmen Aufpasser in allen Ecken. Davon lassen wir uns nicht stören, vorerst. Wika und ich zeichnen gemeinsam auf der Tanzfläche in unsere Skizzenbücher, was um uns herum passiert. Das habe ich so noch nie gemacht. Spassibo Wika.

Am Schluss doch noch einmal ein Besuch des Boom. Einige interessante Comic-Lesungen sind angesagt. Aisha Franz buche ich gleich fürs St.Galler Wortlaut-Festival. Mit Dima (Dimitry Yakolev), dem Kurator des Boom-Festivals, rede ich über die Ausstellung in einem Jahr. Er meint, dass er keine Lust hat, sich der Zensur zu beugen. Im Notfall müsse man gross und überall 18+ hinkleben. Klar ist: auch seine Arbeit und das Boom-Festival sind bedroht.

Lika Nüssli ist Zeichnerin in St.Gallen.

Informationen:

Wiktorija Lomasko und Anton Nikolajew:
Verbotene Kunst – eine Moskauer Ausstellung,
 Verlag Matthes & Seitz Berlin.

«Strapazin»: das Comic-Magazin
 erscheint vierteljährlich, strapazin.ch
 Fumetto Comic-Festival in Luzern:
 7. bis 15. März 2015, fumetto.ch
 BOOMFEST St.Petersburg:
 September 2015, boomfest.ru

Titel und Aufhänger des Artikels in der «Ostschweiz am Sonntag» vom 9. November schmeichelt den rund um die Goldach lebenden Ausserrhoderinnen und Ausserrhodern. Speicher, Trogen und Wald haben in ihren Gemeindeordnungen verankert, dass ausländische Staatsangehörige das kommunale Stimm- und Wahlrecht erhalten können, wenn sie seit zehn Jahren in der Schweiz und davon seit fünf Jahren im Kanton wohnen und dem Gemeinderat ein entsprechendes Begehren stellen. Rehetobel hätte 1996 die erste Gemeinde der Deutschschweiz mit Ausländerstimm- und -wahlrecht sein können: 40 Ja-Stimmen fehlten. Wald sprang in die Lücke und eroberte sich 1999 den Titel. Die Kommission zur Erarbeitung einer neuen Gemeindeordnung hatte den Artikel geschickt in die Verfassung integriert und keine separate Diskussion darüber eröffnet. Nach der Annahme der Gemeindeordnung, als das Fernsehen im Restaurant Krone die Stammtischgäste interviewte, als die ganze Schweiz nach Wald schaute und gratulierte, gab es bei einigen Eingefleischten verdutzte Gesichter, die nichts davon wissen wollten, zu sowas Ja gesagt zu haben.

Die Grundlage dafür, das Stimmrecht für Ausländerinnen und Ausländer auf kommunaler Ebene zu ermöglichen, bietet die Kantonsverfassung von 1995 – im Unterschied zu den Kantonen St.Gallen und Thurgau etwa, denen diese Grundlage fehlt. Und es hätte noch besser kommen können: Beflügelt durch eine Aufbruchstimmung, nachdem die Hürde des Frauenstimmrechts an der Landsgemeinde 1989 endlich genommen worden war und andere Innovationen tatsächlich in Richtung «Oase Ausserrhoden» tendierten, fand die generelle Gewährung des Stimmrechts in kantonalen und kommunalen Angelegenheiten an ausländische Staatsangehörige in der Verfassungskommission fast eine Mehrheit. Eine einzige Stimme gab den Ausschlag, dass die Kantonebene wieder rauskippte und der Kantonsrat schliesslich «aus Rücksicht auf die Gemeindeautonomie» die Kann-Formulierung einführte.

So kommt es, dass jede einzelne der 20 Gemeinden die Stimmbürgerschaft über diese Kann-Möglichkeit entscheiden lassen muss, wenn sie davon Gebrauch machen will. 2010 scheiterte eine entsprechende Vorlage in Bühler. Rehetobel stimmte am 30. November zum zweiten Mal darüber ab: Im Vorfeld rechnete man mit einem Erfolg. Die Lesegesellschaft Dorf hatte im Frühjahr eine Volksinitiative lanciert und den Meinungsbildungsprozess mustergültig begleitet.

Ich selbst habe die seltene Chance, zum zweiten Mal mit meiner Stimme daran beteiligt zu sein, wenn die Vorlage angenommen wird: 1999 in Wald, 2014 in Rehetobel. Und wer weiss, vielleicht gelingt sie ja irgendwann dann doch noch, die Verankerung auf kantonaler Ebene? Die Erfahrungen in den drei Pilotkommunen zeigen, dass nichts, aber auch gar nichts dagegen spricht.

Heidi Eisenhut, 1976, ist Historikerin und Leiterin der Kantonsbibliothek Appenzell Ausserrhoden.

Was sich die britischen Kolonialbeamten wohl dachten, als sie im feucht-heissen Kalkutta des 19. Jahrhunderts dazu übergingen, Frack zu tragen? Lange Zeit bevorzugten sie aus nachvollziehbaren Gründen lokale Gewänder. Im Frack nun kamen administrative Rationalität und technische Beherrschung der Natur zum Ausdruck. Er war eine Art Uniform der «ersten Globalisierung». Wer Frack trug, zeichnete sich als Agent zivilisatorischen Fortschritts aus. Inzwischen hat sich die Verbreitung des – spezifisch männlichen und spezifisch weissen – Kleidungsstücks auf Übergangsrituale verengt. Nobelpreisträger tragen Frack – oder auch die Abgänger der School of Engineering der ZHAW, dem vormaligen Technikum.

Mit deren «Frackwoche» aber könnte bald Schluss sein. Das «Tech» soll aus Winterthur weg in den geplanten Innovationspark auf dem ehemaligen Militärflugplatz Dübendorf ziehen; Kanton und Hochschule spielen ein solches Szenario durch. Hiesige Politiker haben sofort und scharf protestiert. Dass es bis zum allfälligen Umzug 2025 noch dauert, hat niemanden beruhigt. Die Stadt will das Institut mit rund 2000 Studenten auf keinen Fall verlieren.

Wie auch immer der Standortentscheid ausfällt; die Rede von Innovation hat ihrerseits eine ambivalente Karriere hingelegt, welche jener von Kleidungsnormen nicht unähnlich ist. Der Innovationsbegriff, der in den letzten Jahren «fashionable» geworden ist, ist wesentlich Joseph Schumpeter zu verdanken. Unter dem Schlagwort der schöpferischen Zerstörung gab dieser dem Fortschrittsversprechen vor bald hundert Jahren einen Twist, der bis heute nachwirkt. Neues, so seine Überlegung, entsteht nicht einfach in Werkstätten, Ateliers, Laboratorien oder Hochschulen. Erfindungen sind erst dann relevant, wenn sie sich am Markt durchsetzen. Diese ökonomistische Deutung hat Clayton M. Christensen zuletzt noch radikalisiert (*The Innovator's Dilemma*, 1997). Innovation, so Christensen, bricht schicksalsgleich über die Welt herein; wenn Entscheidungsträger sie bemerken, ist es immer schon zu spät. So würden ganze Industrien umgepflügt, Weltkonzerne, von unscheinbaren Start-Ups ausgebootet, krachten unter der Last eines überholten Geschäftsmodells zusammen.

Christensens «disruptive Innovation» ging in Managementhandbücher ein und trieb den Business Schools den letzten Sinn für Geschichte aus (und mithin die technischen Hochschulen hinaus aus den Gründerzeitgebäuden und hinein in die Innovationsparks). Dies hat die amerikanische Historikerin Jill Lepore kürzlich in einem Aufsatz für den «New Yorker» herausgearbeitet. Sie kann zudem zeigen, dass Christensen Beispiele sehr selektiv wählt. Mit diesem Hinweis auf ideologische Schlagseite lässt sich die Diskussion um Innovation aber nicht erledigen; denn gleichwohl bleibt ein Effekt. Er gründet, wenn man so will, im rhetorischen Mehrwert. Was im 19. und frühen 20. Jahrhundert der Fortschritt war, ist im 21. Innovation. Wie sehr lassen sich die angehenden Ingenieure von dieser Mode beeindruckt? In Winterthur, in Dübendorf, in Kalkutta?

Wendelin Brühwiler, 1982, Historiker, arbeitet an der Universität Zürich. Er ist Mitglied der Forschergruppe «Medien und Mimesis».

Toggenburg
Zauberteppich

Es ist doch so, dass wir normalerweise alle genau wissen wollen, woran wir sind. Aber woran sind wir im Fall des Skilifts Hemberg? «Zauberteppich auf dem Hemberg» heisst dort der Werbeslogan. Gemeint ist: ein Förderband für Kinder statt eines Ponyschleppliftes. Ja, das ist etwas Anderes, Modernes, ein Marketing-Faktor, um bei Familien mit Kindern punkten zu können. Und darauf setzt das kleine Skigebiet jetzt ganz: auf Kinder und Jugendliche. Es habe damit seine «Winternische» gefunden, berichtete im November der Journalist Michael Hug. Das Wort versetzt mich in einen euphorischen Zustand. Dem alten Hauptlift dagegen scheint die letzte Stunde zu schlagen. Es kursieren Ideen um Einlagerung der Einzelteile, Verkauf Richtung Osten und vielleicht noch anderes... Winternische, Zauberteppich: Das aber macht Lust. Auf in die kommende Wintersaison! Es freut mich, wenn die Toggenburger Ideen leben und Träume verwirklichen.

Und sich ab und zu zurücklehnen... Dass es winterlich gemütlich werden wird im Toggi und auch kulturell immer spannender, spüre ich in den vergangenen Wochen über das soziale, multimediale Gesichtsbuch Facebook. In regelmässigem Abstand beschreibt dort die noch im Thurgau wohnhafte Bloggerin und Schriftstellerin Zora Debrunner ihre Liebe zum Haus ihrer Grossmutter im Städtli Lichtensteig. Jawohl: Da wird sie sich niederlassen. Sie hat den Kampf gegen die Hindernisse der Bürokratie gewonnen und nennt das Haus jetzt ihr eigen. Eine Frau der klaren Worte, von Tat und Format – wie ich mich freue auf diese Nachbarschaft. Das Toggenburg wird mit Schreibenden, Bloggerinnen und Kunstschaffenden zu einem Eldorado, Sommer wie Winter. Ich stelle mir die winterlich beschlagenen Fensterscheiben vor, die an den alten Häusern von innen beleuchtet die Winternacht erhellen. Dahinter Menschen wie Michael oder Zora schreibend, mit der Welt draussen vernetzt und kreativ. Vielleicht sitzen sie in einem gemütlichen Stuhl am Kachelofen, auf einem «Choschtbänkli» oder auf einem Zauberteppich. Da, wo es warm ist und inspirierend. Der Gedanke, dass das Toggenburg zum Schreiben inspiriert, ist wundervoll, wenn auch nicht neu. Erinnern wir uns an Ulrich Bräker, den armen Mann vom Tockenburg (1735-1798), den Näppis Ueli. Er würde sich freuen, denke ich mir.

Wenn ich aus dem Fenster schaue, sehe ich weit hinten das Kloster Maria der Engel mit seiner langen weissen Klostermauer. Diese Mauer hat ihrerseits etwas Inspirierendes für mich: Zaubermauer vielleicht?

Daniela Vetsch Böhi, 1968, ist Textildesignerin, umweltpolitisch aktiv und Mutter von zwei Kindern in Wattwil.

Angus Young von AC/DC war grossartig an dem Abend, die 400 Leute in der Mehrzweckhalle Marbach klatschten und ich fragte ihn: Angös, hau was se Shou?

It was good, sagte er.

Angus Young war ein kleiner Bub aus dem Dorf und ich spielte den schlecht gekleideten Moderator der Sendung Turnissimo, der Züri-Dütsch sprach und auch sonst nicht viel richtig machte. Die Leute lachten.

Turnerunterhaltung in Marbach SG, jeder zweite Einwohner in der Turnhalle, ein Dorf rückt zusammen. Dieses Jahr adaptierte mein Turnverein die Fernsehsendung Benissimo. Die Halle glich einem TV-Studio, an der Decke hingen bunte Kugeln und auf der Bühne traten Stargäste wie AC/DC auf. Ein Flecken Rheintal als Land der unbegrenzten Möglichkeiten.

Unsere Turnerunterhaltung beginnt jeweils im September im Saal des Restaurants Linde. Das Organisationskomitee trifft sich zur ersten Sitzung, junge Leute tauschen Ideen und Ämtli aus, bringen dann ihren Jugendriegen einen Reigen bei, üben selber in der Männerriege oder bei der Team-Aerobic-Gruppe. Lange Abende für drei Minuten Scheinwerferlicht.

Wenn wir am Donnerstag vor der Unterhaltung dekorieren, bauen Zimmermannen eine Holzkiste für die Millionenziehung, stecken Elektromonteur die Kabel der Bühnenbeleuchtung zusammen, nummerieren KV-Lehrlinge die Stuhlreihen. Nach solchen Abenden gehe ich mit einem guten Gefühl nach Hause. Die Schweiz funktioniert.

Am Freitag, bei der Premiere, bevölkerten Mädchen aus dem Dorf die Mehrzweckhalle, die sich Locken in die sonst geraden Haare frisierten. Zudem ihre Eltern, gekleidet in Sonntagsblusen und Stolz. Fünfzehn Riegen gingen bei Turnissimo auf Sendung – aber um die Unterhaltung zu verstehen, reicht der Auftritt der Männerriegler. Sie trugen selbstgemachte Jeanskuten mit der Aufschrift «MC Marpa», Chelsea-Boots und falsche Tattoos. Rock'n'Roll statt Aussendienst.

Die Turnerunterhaltung ist eine Art Traumwelt, auch wenn die Show bereits vorbei ist und nur noch die Party läuft. Es war kurz nach fünf Uhr morgens, alte Schulfreunde tranken Bier und warteten darauf, dass noch etwas passiert. Nichts ist, alles wird.

Cotton-Eye Joe von Little Cowboy klang nach «Kotenaitdoor». Und als einer in seinem Rausch die Caution-Tafel umwarf, drehte er sich sofort um und stellte die Tafel wieder auf. Die Party musste weitergehen. Bei den Mädchen aber begannen sich langsam die Locken aufzulösen, die sie extra für diese Nacht gemacht hatten.

Samuel Tanner, 1991, ist im Rheintal aufgewachsen und Inlandreporter bei der «Basler Zeitung».